Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 1 (1908)
Heft: 2

Artikel: Die christlichen Feste
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-405897

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein Vater hat mich gelehrt, zu schießen mit Pfeil und Bogen, sprach einer der Brüder. Ich kann von der Jagd leben und will umher streifen in der Welt und arbeiten für eigene Rechnung.

Mich lehrte er fischen, sagte ein zweiter. Ich wäre wohl dumm, allzeit zu melken für einen anderen.

Er zeigte mir, wie man einen Kahn macht, rief der dritte. Ich fälle einen Baum und gehe darauf sitzen, im Wasser. Ich will wissen, was da zu sehen ist an der anderen Seite des Sees.

Ich habe Lust, zusammen zu wohnen mit der blonden Gyne** erklärte ein vierter, daß ich ein eigen Haus habe, mit Thygaters darinnen, für mich zu melken.

So hatte jeder Bruder einen Wunsch, ein Begehr, einen Willen. Und sie waren so erfüllt von ihren Neigungen, daß sie sich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Kühe ganz betrübt bei sich behalten mußten, ohne Nutzen für jemanden.

Aber Thygater melkte bis auf den letzten Tropfen.

Vater, riefen endlich die Brüder, wir gehen!

Wer wird da melken? fragte der Vater.

Ei, Tygater!

Wie wirds werden, wenn auch sie Lust kriegt zum Fahren, Fischen, Jagen, Weltbesehen? Wie wirds werden, wenn auch sie auf den Gedanken kommt, zusammen zu wohnen mit was Braunem oder Blondem, auf daß sie ein eigen Haus habe, mit allem, was dazu gehört? Euch kann ich missen, doch sie nicht... die, weil die Milch, die sie nach Hause bringt, so fett ist.

Alsobald sagten die Söhne, nach einiger Ueberlegung:

Vater, lehre sie nichts! Dann wird sie treu fortmelken bis ans Ende ihrer Tage, zeige ihr nicht, wie die gespannte Sehne, sich zusammenziehend, den Pfeil wegschießt, dann wird sie nicht Gelüste haben zur Jagd. Verbirg ihr die Eigenschaft der Fische, die einen scharfen Hacken einschlucken, so er mit ein wenig Aas bedeckt ist, sie wird dann nicht denken an das Auswerfen von Angeln oder Netzen. Lehre sie nicht, wie man einen Baum aushöhlt und damit wegfahren kann an die andere Seite des Sees, dann wird sie kein Verlangen fühlen nach dieser anderen Seite. Und laß sie nimmer erfahren, wie man mit Blond oder Braun ein eigen Haus erwerben kann und was dazu gehört! Laß sie dies alles nimmer wissen, o Vater, dann wird sie bei dir bleiben, und die Milch deiner Kühe wird fett sein! Indessen laß uns gehen, Vater, jeden nach seinem Begehr!

So sprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein sehr vorsichtiger Mann war — erwiederte:

Ei nun, wer wird hindern, daß sie erfährt, was ich sie nicht lehrte? wie wirds sein, wenn sie die Blaufliege fahren sieht auf einem treibenden Zweig? wie, wenn der gezogene Faden ihres Gespinstes sich auf die vorherige Länge zufällig fortschleudert? wie, wenn sie am Rande des Baches den Fisch beobachtet, der nach dem sich windenden Wurm schnappt, doch in falsch gelenkter Gier ihn verfehlt und fest hackt an der scharfen Hülsscheide des Rieds? und wie endlich, wenn sie ein Nestchen findet, das die Lercher im Maimond sich in den Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und sagten:

— Sie wird daraus nichts lernen, Vater! Sie ist zu dumm, um Begehr zu schöpfen aus Wissenschaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts gesagt hättest.

Doch der Vater antwortete:

Nein, dumm ist sie nicht! Ich fürchte, daß sie aus sich selbst lernen wird, was ihr nicht lerntet ohne mich. Dumm ist Thygater nicht!

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und sagten:

Vater, sage ihr: daß wissen, begreifen und begehren . . . sündig ist für ein Mädchen!

Diesesmal war der sehr vorsichtige Vater zufriedengestellt. Er ließ seine Söhne ziehen, zum Fischfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freite . . . überall hin. . . .

Doch er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehren Thygater, die in Einfältigkeit weiter melkte bis an das Ende.

Und es blieb also bis auf den heutigen Tag.

Aus „Multatuli" Frauenbrevier.

**Griechisch sprich: günee = das Weib.

Die christlichen Feste.

Ihr Ursprung und ihr Zusammenhang mit den Festen der antiken Völkern und der Naturreligionen.

Vortrag gehalten von Fritz C. Köhler im Monistenkreis Genf.

Wenige Tage vor dem letztjährigen Fest der Wintersonnenwende zu welchen wie alle Jahre der Lichterbaum geschmückt wurde hörte ich von einer Dame meiner Bekanntschaft die Aeußerung „Ihr Freidenker seit doch inkonsequente Leute" von der christlichen Kirche wollt ihr nichts wissen, aber ihre Feste, ihren Weihnachtsbaum behaltet ihr bei! — Diese Aeußerung gab mir die Anregung zu meinem heutigen Vortrage, in welchem ich versuchen will nachzuweisen, daß die sogenannten hohen kirchlichen Feste durchaus nicht Einrichtung der Kirche sind, sondern bereits lange vor deren Stiftung bei vielen Völkern, wenn auch unter andern Namen, bestanden haben. Wie es mit den übrigen Festen steht werde ich ebenfalls im Verlaufe meines Vortrages auseinandersetzen.

Zunächst will ich einige Worte über den allwöchentlich wiederkehrender Feiertag, den Sonntag, sagen. Wie uns allen bekannt, lehrt die Kirche über die Enstehung des Sabbats, daß Gott am siebenten Schöpfungstage von seinem Werke ausruhte. Abgesehen davon, daß der allmächtige Gott, dem doch angeblich die Naturkräfte auf seinen Wink gehorchten, 6 Tage dazu gebrauchte, das Universum zu schaffen, muß es für den Unbefangenen befremdlich erscheinen, daß dieser doch menschlichen Schwächen nicht unterworfen sein sollende mächtige Geist das Bedürfnis nach Ruhe empfand, sich, wie wir eben gehört, erquickte und an der Abendkühle labte wie im ersten Buch Moses 111, Vers 8 ausdrücklich zu lesen ist.

Was er als angenehm und wohltätig empfunden, das gebot er auch den Geschöpfen seiner Laune, den Menschen.

Nun wissen wir aber, daß die siebentägige Woche bereits bei den Babiloniern und Aegyptern existierte und ihren Ursprung wohl in den Mondphasen hat, welche sich ungefähr von sieben zu sieben Tagen folgen. Auch die alten Germanen hatten höchst wahrscheinlich schon die siebentägige Woche, lange vor der Bekanntschaft mit den Römern da uns Tacitus berichtet, daß sie alle wichtigen Unternehmungen und Versammlungen, besonders gottesdienstliche, nach dem Wechsel des Mondes bestimmten.

Von den Aegyptern kam die siebentägige Woche zu den Griechen und Römern, welche vordem eine acht- bezw. zehntägige Woche hatten.

Im nachapostolischen Zeitalter wird neben dem jüdischen Sabbat der Sonntag (als Freudentag), weil angeblich Auferstehungstag Christi, gefeiert, doch erst Constantin der Große, verbot im Jahre 321 alle nicht ganz dringlichen Tagesgeschäfte am Sonntage, und Kaiser Leo III., der von 717 bis 741 regierte, untersagte endlich jede Arbeit an diesem Tage bei schweren Strafen.

Die Bezeichnung dieses „domenicus" oder „domenica", d. h. Tag des Herrn, ging nun als „dimänche" als „domenica" in die italienische und als „domingo" in die spanische und portugiesische Sprache über. Alle nordischen Völker nannten diesen Tag den Tag der Sonne, Sonntag, nach dem römischen Namen „dies solis". Den Grund hierfür werden wir bei der Erklärung des Weihnachts- und Osterfestes kennen lernen. Als Kuriosum muß ich noch erwähnen, daß uns Kindern der Pfarrer als Beweis für die göttliche Institution des Sonntags anführte, daß der französische Revolutionskalender, der bekanntlich zehntägige Wochen sogn. Dekaten einführte, deshalb nicht habe bestehen können, weil der Mensch nach göttlicher Vorsehung nach sechs Arbeitstagen das absolute Bedürfnis nach einem Ruhetage habe. Dem guten Herrn war zunächst nicht bekannt, daß außer dem zehnten auch der fünfte Tag ein Ruhetag war, sodann, daß der Revolutionskalender nicht etwa aus Undurchführbarkeit fiel, sondern daß das Machtwort Napoleon I. ihm ein Ende setzte, der durch Dekret vom 9. September 1805 die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders vom 1. Januar 1806 ab anordnete.

Von dem Sonntage, dem Tage der Sonne, gehe ich über zum Freudenfeste der Christenheit, welches den Festzyklus des christl. Jahres eröffnet dem Weihnachtsfeste. Wie man auf die Idee verfallen ist, den 25. Dezember als den Tag der Geburt des mythischen Stifters der christlichen Religion anzunehmen, ist unbekannt, soviel aber ist gewiß, daß dieser Tag der Tag der Wintersonnenwende bereits bei den alten Römern als „dies natalis invicti", Geburtstag des Unbesiegten (nämlich der Sonne) und bei den alten Germanen als Julfest gefeiert wurde.

Im Abendlande findet sich der 25. Dezember als Geburtstag Christi zum ersten mal in dem römischen Festverzeichnis (vom Papste Julius gest. 377) vom Jahre 354 erwähnt, im Orient galt bis zu dem diesbezüglichen Gesetz des Kaisers Justinian, welches die Feier des Festes auf den 25. Dezember anordnete der 6. Januar als Geburtsfest Christi. Nach mystischen Berechnungen und prophetischen Aeußerungen galt der 25. März als der Tag der Empfängnis der Maria, als welcher er auch heute noch in der katholischen Kirche gefeiert wird, woraus sich von selbst der 25. Dezember als Tag der Geburt ergab. In Wahrheit ist die Sache wohl umgekehrt gewesen, d. h. man hat den Tag der Empfängnis nach der Geburt bestimmt. Wie schon gesagt wurde die Zeit der Wintersonnenwende bei allen Völkern des Altertums festlich begangen, war ja doch das Natureereignis ganz dazu angetan, die Menschen mit Freude zu erfüllen. Die licht- und wärmespendende Sonne, ohne welche kein Leben auf dem Erdball möglich wäre, ist tiefer und tiefer zum Horizont hinabgesunken, die Tage sind kürzer und kälter geworden, neblig und melancholisch schaut der Himmel auf die im Winterschlaf versunkene Erde herab, — da erhebt sich nach dem Solstitium das leuchtende Tagesgestirn wieder, siegend über Nacht und Kälte.

In der griechischen Mythologie ist Heracles, der Herkules der Römer, die Personifikation der Sonnenkraft, er ist wie Appollo, der Sohn des Himmelsgottes und befreundet mit der Liebesgöttin Athene. Er ist der Baldur der Germanen, der Survader der Inder, Ormuzd der Perser, Mithra der Iranier, Izduba oder Nimrod der Assyrer, der Osiris der Aegypter. Bezüglich dieses letzteren, der uns in der Folge ganz besonders interessieren wird, ist interessant zu konstatieren, wie sich seine Geburt unter gleichen Verhältnissen wie die Geburt Christi, der sie offenbar als Vorbild gedient hat, vollzog. Die heiligen Bücher der alten Aegypter erzählen uns nämlich, daß der Stier Apis, das Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft von einer Kuh, die noch nicht geboren hatte und durch einen Sonnenstrahl gefruchtet ward, geboren worden sei. Nun erwähnen aber die Alten ausdrücklich, das in dem Apis eigentlich Osiris (als Sohn des Gottes Ptah) verehrt wurde, die Seele dieses Gottes sollte in dem heiligen Stiere wohnen. Die Analogie der Inkarnation dieses Gottes mit der Heimsuchung der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist ist hier nicht zu verkennen.

Was den Ursprung der Sitte des Weihnachtsbaumes betrifft, so ist hierüber folgendes zu sagen. Um die Zeit der Wintersonnenwende feierten, wie schon erwähnt die alten Germanen ihr Julfest, d. h. fröhliches Fest, ursprünglich wohl den Seelen der Verstorbenen geweiht, die um diese Zeit ihren Umzug hielten und an Schmaus und Gelage teilnahmen. Neben den Manen der Verstorbenen wurde auch den großen Göttern geopfert, besonders dem Donnergott Thor und Freyr, dem Sonnengott, der Fruchtbarkeit und Wachstum verlieh. In der Julnacht strahlte die dem Gotte heilige Eberesche auf allen Zweigen voller Lichter, die kein Wind zu löschen vermochte. Die sagenumwobene immergrüne Mispel deren Gabelzweig das Sympol der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft ist, die in ihm lebendig bleibt, wurde eingeholt um alle Räume damit zu schmücken. Die gleiche Bedeutung wie die Mistel hatten auch andere immergrüne Bäume, Kiefer, Tanne, Fichte und Stechpalme, weshalb man diese später als Zeichen der Freude über den Sieg der Sonne um die Wintersonnenwende mit Lichtern schmückte und mit bunten Flitter behing.

Sie sehen also daß die Symbolik des Weihnachtsbaumes bei den nordischen Völkern bestand, bevor noch christliche Priester denselben die neue Lehre aufgezwungen und dem alten Feste und Gebrauche eine neue Bedeutung beigelegt hatten.

Und im Sinne der alten Nordländer feiern auch wir Freidenker durch den Lichterbaum das Fest der Wintersonnenwende, den Sieg des Lichtes über die Finsternis, der Aufklärung über den Aberglauben und die Verdummung, der Wahrheit über Trug und Lüge. Es ist sogar unser Fest par exellence, denn es versinnbildlicht unser Streben und unser Hoffen!

(Fortsetzung folgt.)

Monistenkreis Genf.

Das Komitee für 1908 ist folgenderweise bestellt:
Vorsitzender: Privatdozent Dr. Otto Karmin, 8, Avenue des Arpilleres, Genf-Chene.
Beisitzer: Dr. med. Richard Haas, 4, Chemin Chandien, Ingenieur A. Grebel, 3, Cours des Bastions.
Schriftführer: Apotheker Fritz C. Köhler, 22, Avenue Favre.
Kassenwart: Apoth. Hans Scheffler, 23, Chemin Livtard.
Vereinslokal: Hotel de la Cigogne, 17, Place Longemalle.
Vereinsabend: Freitag von 9 Uhr ab.

Kulturdokumente.

Obacht, Pfarrer!

In dem österreichischen „Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus" fand sich neulich folgende Warnung: „Ein Rat als Warnung. Einer, der selbst vor kurzem ordentlich hineingefallen ist, erlaubt sich, seinen hochwürdigen Herren Mitbrüdern den guten Rat zu erteilen, niemals eine Haushälterin aufzunehmen, wenn dieselbe nicht ein von einem verläßlichen Arzte ausgestelltes Gesundheitszeugnis beizubringen imstande ist."

Wie die „Wiener Arbeiterzeitung" versichert, dürfte es sich um einen sogenannten Schnupfen handeln, dem ein Hochwürdiger zum Opfer gefallen ist. Der warnende Rat ist also sehr angebracht. Denn es ist in der Tat nicht auszudenken, zu welchen moralischen und sonstigen Konflikten es kommen mag, wenn die Pfarrköchinnen nicht mehr gesund in das Pfarrhaus kommen.

Ein Wunder vor Gericht.

Vor dem Gericht in Ancona stand dieser Tage ein in Lumpen gehüllter barfüßiger Greis mit ekstatisch ins Leere blickenden Augen unter der Anklage des Diebstahls. „Sie, Domenico Labruzzi", sagte der Präsident, „haben also im Heiligen Hause zu Loreto eine wertvolle Nadel gestohlen!?" Blaß und aufs äußerste gekränkt erwiderte der alte Herr: „Ich habe nichts gestohlen. Gänzlich ausgehungert befand ich mich seit vier Tagen in Loreto vor dem Schatzzimmer, während die andern alle sich an der Prozession beteiligten; betend lag ich auf den Knien, als eine Stimme mir zurief: „Stehe auf und tritt ein!" Ich trat ein, und es erschien mir die Madonna, die zu mir sagte: „Zerbrich diese Scheibe und nimm jene Nadel dort. Das ist die Gnade, die ich dir antue." Da ich zufällig einen Ziegelstein im Sacke hatte, zerbrach ich die Scheibe und nahm die Nadel, aber die eine nur, getreu dem Befehle meiner Mamma." Die Nadel, die aus einer großen Perle und aus 400 kleinen Brillanten besteht, war ein Geschenk der Königin von Etrurien Napoleonischen Angedenkens. Die Fremdenführer zeigten sie den Fremden als eine besondere Kostbarkeit, die einen Wert von 40,000 Lire haben sollte; nach sorgfältiger Schätzung ist sie aber nur 5300 Lire wert. Da ein Gericht auch mit der Möglichkeit eines Wunders rechnen muß, wurde ein Geistlicher des Heiligen Hauses als Sachverständiger vernommen; er erklärte jedoch, daß die Madonna solche Wunder nie tue. Als der Gerichtshof sich zur Beratung zurückzog, erklärte der edle Schützling der Madonna, daß er sich ganz in die Hände des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gebe. Sein felsenfestes Gottvertrauen nützte ihm aber wenig, denn das Gericht brummte ihm 16 Monate Gefängnis auf. Der alte Herr erklärte voller Entrüstung, daß er Berufung einlege, da man an Wunder unbedingt glauben müsse.

Es ist doch sonderbar. Von all den heiligen Knochen, Lumpen und Bildern, mit denen die katholische Kirche die Dummheit ausbeutet hat nicht so viel Geld erbracht, wie die „heilige, stets wundertätige Madonna". Unzählig sind die Wallfahrtsorte in denen sie täglich ihre Gnaden austeilt, unzählbar sind aber auch die Summen, die ihre getreuen Diener hiefür einheimsen. Und wehe dem Sündenlümmel, der an diese Wunder nicht glauben will. Ganz abgesehen von den Unannehmlichkeiten die ihn im Jenseits erwarten, findet die Kirche auch im Diesseits Mittel dem frechen Spötter das Handwerk zu legen.

Nun ist einmal ein Wunder geschehen an das wir gar zu gerne geglaubt hätten, wie hätte es uns gefreut, wenn man auch im Himmel eingesehen hätte, daß man in diesem Jammertal nicht nur von Hallelujah und Kirchensteuerzahlen leben kann. Wie schön wäre es gewesen, wenn die Madonna all die Millionen die ihre Diener gesammelt haben unter ihre Kinder verteilt hätte. Aber jetzt ists wieder nichts. Vor Gericht hats der heilige Mann ausgesagt, daß die Madonna solche Wunder nicht tue. Ja, ja, nehmen ist immer noch seeliger wie geben.

[Der Bierphilister vor dem jüngsten Gericht.]

Wie salbungsvoll klingt es bei Leichenreden, wenn ein jämmerlicher Bierphilister zu Grabe getragen wird mit 40 oder 50 Jahren: „Gott hat ihn zu sich gerufen!"

Wie Gott uns in frommer Weise geschildert wurde, stellte ich ihn mir als Kind immer vor als großen, strengen alten Mann mit Krone und Purpurmantel auf goldenem Trone in einer schwarzen Wolke sitzend, ein langes Szepter in der Hand. Wenn man nun mal seine beste Freundin tüchtig verprügelte, oder den Konfitürentopf mit dem Zeigefinger gründlich untersuchte, kriegte man eins mit dem Szepter. Dieser Gott wird sich schwerlich über die Ankunft eines unnützen Alkoholvertilgers im Himmel freuen. Im Gegenteil, kaum wird letzterer sich an der Paradiespforte blicken lassen, wird er hoffentlich einige Tüchtige mit dem Szepter aufgemessen kriegen, und ungesäumt Satanas zugeschickt werden. Dieser wird sich umgekehrt wohl über den